

## HAVANNA IST EINE VERSTÖRENDE STADT

Eine alte Hure. »Der Tod ist eine alte Hure, Cortázar, vergiss das nicht«, sagt er sich und schüttelt den Kopf, streicht sich mit den Händen über die schwarze Mähne und versucht mit dem Blick der trägen Helligkeit standzuhalten, die mit den ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer dringt. Langsam richtet er sich im Bett auf und spürt wie jeden Morgen dieses Knirschen in den Knochen, von dem der Arzt behauptet hatte, dass es das erste Anzeichen sei für seinen bevorstehenden Sturz »ins Reich der Skandalösen, Carol, denn sterben ist ein beschämender Skandal«, hatte er ein letztes Mal zu seiner Frau gesagt, ohne ein kindliches, ersticktes und todtrauriges Schluchzen unterdrücken zu können, als er sie, die stets schön und hellwach gewesen war, nun so engelsgleich unter dem Glasdeckel des Sarges liegen sah, steif auch wegen des Leukämieschubs, der ihr nicht nur die Körpersäfte, sondern auch die ihrer Seele und ihres Geistes geraubt hatte. Er tritt ans Fenster; Havanna ist, wie er schon so oft seit jenem fernen Jahr 1963 festgestellt hat, eine verstörende Stadt, was nichts zu tun hat mit dieser karibischen Nässe, die von den Wellen an den Malecón gespült wird und die von dem tiefsten aller Blautöne herrührt, die einzigartig sind in diesem Teil der Welt. Ihm ist kalt. Morgens um diese Zeit scheint ein eisiges Lüftchen über die Gebäude und durch die Parks und Straßen zu wehen, und er meint an den eiligen und emsigen Ameisen gleichenden Schritten der Passanten draußen zu erkennen, dass seine Knochen, die auf den Sonnenaufgang warten, um in der Wärme des hereinflutenden Lichts die kalten Nebel des Schlafs zu vertreiben, die träge Benommenheit noch nicht abgeschüttelt haben.

Fidel Castro höchstpersönlich erzählte er jenen Traum. Es war an einem frühen Morgen und das Abendessen mal wieder viel mehr als das gewesen, der imaginäre Raum einer Begegnung, bei der die Worte wie Tennisbälle fliegen würden, durcheinander, unerwartet, von einem Thema zum anderen, und Havanna, das in der Morgenkühle versuchte, den Mythos vom tropischen Land zu zerstören, kam ihm wie eine fröhliche alte Dame vor, so wie Paris eine Metapher war, London ein frisch gestärkter Gehrock und Mexiko Stadt ein Tequilabesäufnis.

»Der Tod ist eine alte Hure«, hatte Gabo behauptet, als der Mann mit der heroischen Vornehmheit von Statuen in tadelloser Uniform nach so prosaischen Dingen fragte wie der Nachwelt und dem Tod.

»Es ist seltsam«, sagte er zu Fidel. »Immer wenn ich vom Tod träume, sehe ich ein Licht ... es blendet mich ... es ist ein gleißendes Licht.«

Für Cortázar war er einfach ein Mädchen. Schön. Mit tiefliegenden Augen wie das Nichts. Dem traurigen Lächeln eines verlorenen Mädchens. Das immer an einem Tisch im Café Old Navy saß, in Saint Germain, und ihm dabei zusah, wie er zwanghaft schrieb, mit dieser überwältigenden Intuition, dass es seine letzten Worte sein könnten; dass ihm, wenn er von dort nach Hause aufbrach, wo ihn seine Frau erwartete (nie hat er verstanden, warum er im Traum das Gesicht seiner Lebensgefährtin nicht erkennen kann: Aurora, Ugné, Carol), etwas Schlimmes, Unausweichliches geschehen würde, etwas Törichtes wie auf dem Bürgersteig zu stolpern und kopfüber gegen irgendeine Wand zu schlagen, von einem Auto, das von der Straße abkommt, in eine blutige und ver-

kohlte Masse verwandelt oder von einem Ziegel, der sich auf einem nahen Dach gelöst hat und auf ihn herabfällt, mit der sadistischen Präzision einer Guillotine geköpft zu werden.

Wieder ist es ihm passiert. Wie damals in Havanna, das jetzt wach war, erfüllt von einer Traurigkeit, die ihn lähmt und anekelt, und er denkt, während er den Nebel des Todes zu vertreiben versucht, den der Albtraum an dem Ort zurückgelassen hat, den Carpentier »*die Spinnweben des Gehirns*« nannte, dass er wenigstens Mario und Nicole hat, befreit von dem schweren Schutzmantel, den sie trugen, wenn sie Mario Muchnik, Verleger, und Nicole »*mein rechter Arm, linker Fuß, meine Nieren und andere Eingeweide*« sein müssen, um einfach nur Freunde zu sein, auch wenn es ihn stört, in ihren Blicken die Gewissheit dieses »*Julio, Mensch, du stirbst*« zu entdecken, und er erlöschen würde wie eine dieser tunesischen Wachskerzen, die dünn wie Zahnstocher sind und von denen eine feine Rauchsäule aufsteigt, Kerzen, die nach Holz und Seligkeit duften, »*denm die Seligkeit duftet, Carol, nach Weihrauch und Kiefer.*«

»*Der Tod ist eine alte Hure, Julio*«, wiederholt er mit lauter Stimme, mit derselben Wut, mit der er es in den letzten Jahren immer getan hat, in der Hoffnung, dass mit dieser Beschwörung der Tod in Wirklichkeit ganz einfach zu einer erfahrenen Hure wird, etwas, das man benutzte und dann wegwarf.

Er hat sich gesagt: »*Eine Hure*«, obwohl er weiß, dass dies nie seine Worte waren, wenn er sich auf die Frauen des »*Happy life*« bezog, wie Anaïs, die Nin, sie nannte, »*die freie Rebellin*«, wie er sie bei ein paar ihrer Treffen in Paris am liebsten bezeichnet hatte, um sie zwischen ihren respekt-

losen und doch kindlichen Falten lächeln zu sehen. »*Rolando, Rolando*«, denkt er, und er erinnert sich, dass Schuld an diesen neuen Stimmen, die prosaisch und manchmal obszön sind und die in seinen Sprachgebrauch eingeflossen waren, dieser »*Chicano, ein Freund der Sinnesfreuden*« hatte, wie er sich selbst beschrieb, der größte Spaßvogel unter der Sonne und mit einem Nachnamen, der ein klarer Verweis auf seine Mischlingsnatur ist: Hinojosa-Smith.

Er war einer von den wenigen Freunden mit der typischen Ungezwungenheit seines mexikanischen Blutes und der hochmütigen Ernsthaftigkeit seines Gringonaturells, eine Mischung, die ihn unverwechselbar machte, der stets mit unerwarteten Gesten und ausgefallenen Sprüchen aufwartete und, das war das Beste, der die englische Gewohnheit besaß (die Pünktlichkeit und das Trinken sind nicht gemeint), immer um dieselbe Zeit ein gutes Bier zu trinken, als wäre es eine Tablette, von der sein Leben abhing.

»*Die Liebe hat damit nichts zu tun*«, hatte ihm Rolando bei einer ihrer Begegnungen geantwortet, wobei er einen riesigen deutschen, schäumenden und von einem dicken Wirt mit Hitlerbärtchen frisch servierten Bierkrug auf dem Tisch hindrückte und herschob, während der Wirt aufmerksam verfolgte, wie sie sich an einen der entfernten Tische setzten.

Natürlich hatte es nichts damit zu tun. Der Chicano legte zwischen den einzelnen Schlucken seine These dar, wobei er jedes Mal einen Schaumbart auf den Lippen hatte, der sich in der sanften Meeresbrise, die durch eines der großen Fenster der Gaststätte *La Ballena Rosada* in Gijón/Asturien hereinströmte, innerhalb von Sekunden auflöste, und Cortázar nickte bei manchen seiner Behauptungen zustimmend,

wiegte dann wieder zweifelnd den Kopf, was Rolando zu neuen Beispielen zwang und dazu, sich in Rechtfertigungen zu ergehen, die von der Soziologie bis hin zur hochwissenschaftlichen biologischen Ausrede reichten; Erklärungen, die nur dann immer logischer wurden, wenn man den typischen machistischen Standpunkt eines Latino einnahm, den sie miteinander teilten.

*»Ob du nun eine Frau hast oder nicht«, sagte er, »eine Hure brauchst du immer.«*

Denn die Natur des Mannes liebe eben das Unbekannte, und er fügte hinzu, *»selbst wenn du einer Frau begegnen solltest, die da unten keine Lippen, sondern Dornen hat, willst du immer mehr davon«,* denn nicht umsonst seien sämtliche Versuchungen des Teufels genau *»aus diesem Durcheinander mit Eva und Adam und der Schlange erwachsen, Julio, denn Gott ist weise, und er hat sich vorgestellt, dass das Tohuwabohu mit zwei Typen, die sich darum streiten, in einen Apfel zu beißen, den Garten, das Paradies und sogar den Himmlischen Thronsaal in Aufruhr versetzen würde.«* Diese läppische Angelegenheit mit dem verbotenen Biss in den Apfel hat ihnen einen solchen Spaß gemacht, dass die einzige Sache in der Geschichte der Menschheit, die sich seit grauer Vorzeit bis in die erdrückende Moderne hinein nicht geändert hat, das Laster ist, den Apfel in all seinen Varianten zu kosten.

*»Außerdem, Julio«, schloss er und machte dem Kellner ein Zeichen, zwei neue Krüge zu bringen, »ist das Neue eben neu. Mit der Ehefrau, Freundin oder Lebensgefährtin ist die Angst vor dem Biss verschwunden.«*

Und dass man das, diese ganze Aufregung des Verbotenen, Neuen und Geheimnisvollen, nur mit einem unbekanntem Körper erleben könne, »*auch wenn er vor lauter Bissen schon so verbraucht ist wie der einer Hure.*«

Er hatte diese Erzählung für Lezama geschrieben und genoss es, wenn sich sein Freund mit der Majestät eines Dickhäuters bewegte, wie sich Lezama selbst beschrieb, wenn er sich in Intellektuellenkreisen aufhielt, »*so distanziert und ohne die grazile Vornehmheit eines Pfaus, gleicht mein Auftreten dem eines Dickhäuters bis zur Lächerlichkeit, Julio*«, witzelte er über sich selbst, als er in einem der Sessel in der Casa de las Américas saß, an einem Morgen im Jahr 1967, um sich dann über den Mythos des Eros auszulassen: »*Nichts ist geklärt, Julio. Unter der Decke unserer ethischen Dummheit ist kein Platz für ein ambivalentes Genie wie Platon. Wir haben die Transzendenz seines Wahns nicht verstanden; nichts ist wichtig, wenn die homosexuelle Beziehung übergeordnet ist. Friedliche Koexistenz nennen sie das jetzt. Sein oder nicht sein ist nicht das Dilemma; sondern dass beides ist.*«

Anais Nin dachte genauso. »*Die Lust ist das eine, Julio, dieselbe Sache, denn schlussendlich, und vergiss das nicht, ist es der Geschmack des Apfels*«, wobei sie im Sinne Freuds betont, »*dass nur das Sexuelle uns überlegen macht, uns erhöht, den Körper auf die Ebene göttlicher Unsterblichkeit erhebt.*«

»*Für die Christen ist ›Lust‹ dieselbe Erfahrung wie der Orgasmus, nur ohne die Körpersäfte*«, hatte sie einmal zu ihm gesagt, als sie durch den Louvre geschlendert und unvermittelt vor einem modernden Gemälde stehen geblieben waren, auf dem sich ein riesiger Schwanz wie ein Schiff in ein Meer von Häusern

bohrte, die sich am Horizont verloren. »*Hast du schon einmal etwas vom Orgasmus gehört?*«

Eine alte These. Das philosophische Zentrum einer vergessenen Mayasekte, die sie in einem Manuskript aus dem 15. Jahrhundert entdeckt hatte, das von dem neu eroberten Kontinent stammte, und in einem verlassenen Kloster in den Bergen von Jaén von den Jesuiten versteckt worden war.

Hatte etwa Lezama dieses Manuskript gefunden? Vielleicht würde er es nie erfahren. Und obwohl die Wahrscheinlichkeit immer größer wurde, dass er sich mit dem dicken José treffen und ihn danach fragen konnte, dort, in diesem anderen Teil des Lebens, das sich ihm in Träumen als etwas viel Greifbareres als die ätherische Leichtigkeit ankündigte, an die er früher keinen Gedanken verschwendet hatte, würde die Antwort, die er erwartete, »*ja, Julio, ich habe es gefunden*«, nie zu den Sterblichen vordringen, und man würde auf der ahnungslosen Erde auch nicht wissen, dass man dieses Dokument zerstören musste.

Es war sogar möglich, dass es sich in irgendeinem der vollgestopften Archive des Kubaners befand, in seinem Haus in der Trocadero, in Erwartung einer Expertenhand, welche die Geheimnisse der Innenwelt eines der größten Intellektuellen, die er in dieser Sprache kennen gelernt hatte, lüften würde. »*Gott soll uns befreit von allen Sünden zu sich nehmen*«, sagte er zu sich bei dem Gedanken an das, was geschehen würde, falls dieses Manuskript irgendwann Menschen in die Hände fallen sollte, die anhand dieses überaus heiklen Themas der Menschheitsgeschichte, dem Sex nämlich, nicht menschliche Klugheit finden wollten. Würde sich dieser sadistische Wahnsinn sexueller Zügellosigkeit wiederholen, den er ent-

deckt hatte, während er nach jenem Manuskript suchte, das »*die schöne und perverse Anaïs*« mit handschriftlichen Notizen ergänzt hatte über ihre absurden Thesen von der Überlegenheit der Frau als höherem sexuellen Wesen und der Notwendigkeit, einen Amazonenorden Gottes zu gründen, der den Kampf der Frauen für ihre Wiedereinsetzung als absolute Herrscherinnen des Universums anführen würde?

»*Ich hatte nicht den Mut, es zu zerstören*«, hatte ihm Anaïs selbst gestanden.

Sie hatte das von Jesuiten übersetzte Mayamanuskript gelesen, das auf ausdrücklichen Befehl der Oberen des Ordens verbrannt werden sollte, und bekennt, dass sie eine große Freude, »*ja, sogar Stolz, das kann ich nicht leugnen*«, verspürt hatte wegen einer scheinbar simplen Tatsache: Es war von Mayapriesterinnen geschrieben worden, einem unbekanntem, mächtigen Clan, der sich zur selben Zeit wie jene Zivilisation entwickelt hatte, wofür es sogar Beweise gab, »*die aus reinem machistischem Kalkül unter Verschluss gehalten wurden, Julio*«, hatte sie ihm erzählt.

»*Ich selbst habe den Brief gesehen*«, sagte sie, wobei sie sich in ihrem Stuhl zurücklehnte und ihm mit ihren blauen Augen einen tiefen Blick zuwarf. »*Von Sor Juana Inés de la Cruz höchstpersönlich verfasst, die darin schreibt, dass sie eine Kirchenschrift entdeckt hätte, in der ein Priester von einer uralten Indiolegende berichtet.*«

Die Priesterinnen hatten große Macht erlangt, und in ihrem Tempel, der irgendwo versteckt im Urwald des heutigen Guatemala liegt, fanden eine Menge okkultur Dinge statt, waren Angstschreie und Gesänge aus den Mündern der

Todesgötter zu hören, sodass die Priester beschlossen, sie zu vernichten.

*»Sie opferten sie, eine nach der anderen, über tausend Priesterinnen, Dienerinnen und Novizinnen, indem sie ihnen die Herzen herausrissen und ihre Körper in die nahe gelegenen fauligen Sümpfe warfen«,* hatte Anais mit geschlossenen Augen und zurückgelehntem Kopf erzählt, als könnte sie sich so in die Zeit zurückversetzen, zu der diese Geschichte stattgefunden hatte.

Als Warnung wurden die Herzen der Frauen über die ganze Stadt verteilt.

*»Niemand durfte sie aufheben oder wegwerfen, sondern nur darauf treten oder sie zertrampeln, und das unter Androhung des Todes«,* erzählte sie und öffnete die Augen. *»So steht es in dem Dokument, das Sor Juana fand.«*

Ein mit Henry Miller und seiner Frau June befreundeter Priester erzählte während eines kurzen Aufenthalts in Andalusien von der Existenz des Manuskripts, gab Henry die Adresse des seit Ende des 19. Jahrhunderts verlassenen Klosters, *»das in der Nähe eines kleinen Dorfes namens Orcera liegt, in Segura de Sierra in Jaén«,* überzeugt davon, dass er dort nichts ausrichten könnte: *»Bruder Miguel Zambrana, der so um die 90 sein muss, ist der einzige Bewohner, Henry, und er haust zufällig in dem Gebäudeflügel, in dem sich die Bibliothek befand.«*

*»Er bekam es aber nicht«,* schloss sie und setzte sich in ihrem Stuhl auf, als machte sie Anstalten, sich zu erheben. Cortázar stützte sie dabei. *»Ich weiß nicht, welcher Tricks er sich bediente,*

*aber eines Tages tauchte er hier mit dem Manuskript auf. Später erfuhr ich, dass das Kloster abgebrannt war; irgendjemand hatte die Papiere gerettet und sie Henry zukommen lassen.«*

»Na gut, Julio, iss mal was«, sagte er zu sich selbst, so als könne die Aufforderung seinen Knochen die fehlende Energie geben und die vielen Erinnerungen auslöschen, die, wie er weiß, von dem Traum herrührten, in dem der Tod ihn an einem etwas abseits stehenden Tisch im Old Navy anlächelte, mit derselben lüsternen Sinnlichkeit dieser Geschichte, die irgendwann einmal Anaïs, Henry Miller und Lezama über das Manuskript schreiben wollten, als sie glaubten, noch nicht die nötige Kraft zu besitzen, um es in Angriff zu nehmen.

»Ich sollte Mario davon erzählen«, denkt er, streckt seinen langen Körper und spürt, wie ein paar seiner Knochen knacken und sich seine Muskeln ein wenig lockern, »er wird jemanden finden, der sie besser erzählen kann als ich. Es ist eine Geschichte, die nicht verloren gehen sollte.«

*PARIS, EINE FRAU, ENDLOSER REGEN ...*

Bioy Casares gestand ihm einmal, als sie in einer Sex-Show in einem der heruntergekommenen Viertel von Paris saßen, der Grund dafür, dass es einen Mann fast um den Verstand brächte, in der Vagina einer Frau herumzutändeln, sei von bestechender Einfachheit: Allein beim Anblick einer Scham setze sich etwas im Gehirn in Gang, öffne sich die Erinnerungsschleuse, strömten Bilder einer längst vergessenen Vergangenheit herein, und er würde wieder zu jenem Kind, das schwache Fußstritte, Knüffe und Ellbogenstöße verteilte und im Mutterleib den höchsten von der Natur oder von Gott erschaffenen Schutz genösse.

Vielleicht hatte er Recht. Auch wenn er sich in seinem Fall mit eher niedrigen als biologischen Gründen behalf, die mehr mit der Ablehnung gegen jemanden zu tun hatten, den man einmal geliebt hatte und genug zu lieben glaubte, damit die Erinnerung nicht verblasste; eine Frau aus Fleisch und Blut, verwandelt in ein verabscheuungswürdiges Gespenst, an das er sich mit dem rechten Fuß, dem seines Triumphs als Schriftsteller, durch eine unsichtbare und elend lange Kette gefesselt fühlte, die er auf jede erdenkliche Art zu sprengen versucht hatte, jedoch ohne Erfolg.

Anders gesagt: Er hatte sich im Netz dieser Frau mit den riesigen Hinterbacken, einer tiefroten Scham und kleinen, perfekt geformten Brüsten, die gerade in diesem Bett schläft, verfangen, während er gleichzeitig vor einer anderen Frau, die sich aufgrund blinder Verliebtheit nach den ersten Begegnungen in seine Verlegerin und Frau verwandelt hatte, und der Tito Monterroso wegen ihrem Zwang, über ihre